

häuften sich. Im Oktober 1937 wurde Witkowski auf Grund einer Denunziation für kurze Zeit verhaftet. Die Auswanderung im Mai 1939 nach Holland, dem Geburtsland seiner Frau, überlebte er nur wenige Monate.

Ein solide gearbeitetes Register, eine Bibliographie der wichtigsten Arbeiten Georg Witkowskis und der über den Germanisten ergänzen die im übrigen gut illustrierte Edition.

Leipzig

Siegfried Hoyer

THOMAS ADAM, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig 1871–1933 (Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland, Bd. 8), Böhlau-Verlag, Köln/Weimar/Wien 1999. – 383 S.

Leipzig ist die 'Wiege der deutschen Sozialdemokratie', hier gründete Ferdinand Lassalle 1863 den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV), der weithin als Geburtsstunde der organisierten deutschen Arbeiterbewegung gilt. Bis 1933 konnte sich die mitteldeutsche Stadt mit ihren zahlreichen sozialdemokratischen Vorfeldorganisationen, mit einer Zehntausende Mitglieder zählenden SPD und großen Wahlerfolgen als eine der maßgeblichen Hochburgen der deutschen Sozialdemokratie behaupten. Umso erstaunlicher mag die Tatsache erscheinen, daß bis 1999 kein umfassendes wissenschaftliches Werk die sozialgeschichtlichen Wurzeln und Hintergründe dieser 'Erfolgsgeschichte' beleuchtete. Die 1998 an der Universität Leipzig verteidigte Dissertation Thomas Adams schließt nun diese Lücke; sie ist zugleich die Frucht jahrelanger Beschäftigung mit dem Leipziger Arbeitermilieu. Denn Adam hatte schon Mitte der 90er Jahre begonnen, erste Ergebnisse seiner 'Spurensuche' über einzelne Aspekte der Leipziger Arbeiterbewegung zu veröffentlichen, so z. B. in Aufsätzen über die Entwicklung des städtischen Gewerkschaftskartells, die Arbeiterkulturbewegung, die Baugenossenschaften und über das Volkshochschulwesen. Gemeinsam mit Michael Rudloff legte er 1996 eine Organisationsgeschichte der Leipziger SPD und drei Jahre später allein eine solche der Leipziger Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) vor.

Mit diesen Arbeiten ist es ihm gelungen, sich über den 'Schwerpunkt' Leipzig als Sozialhistoriker zu profilieren und sich sogar eine transatlantische Perspektive zu eröffnen, die für einen jungen ostdeutschen Historiker eher Seltenheitswert besitzt. Nach verschiedenen Anstellungen als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Leipzig holte ihn 1999 sein damaliger Außengutachter Prof. James Retallack als „Visiting Scholar“ an die University of Toronto, zwei Jahre später erhielt er die Berufung als „Assistant Professor“ an die University of Texas at Arlington. Dort beschäftigt er sich mittlerweile mit der deutsch-amerikanischen Stifterkultur und der deutschen Emigration in Nordamerika, ohne allerdings 'seine' Leipziger Studien gänzlich aufzugeben.

Mit seiner 1999 veröffentlichten Dissertation erweist sich Adam auf einem ersten Höhepunkt seines Schaffens. In einer großen Synthese versucht er, den Mikrokosmos Leipzig systematisch und empirisch zu erforschen. Ihn interessiert dabei vor allem, welche Motive Leipziger Arbeiter im zu Ende gehenden 19. Jahrhundert bewogen haben, eigene Vereine aufzubauen und bis 1933 ein einzigartiges sozialdemokratisches Milieu herauszubilden. Dabei konzentriert er sich auf eine Reihe forschungsleitender Fragen, die den Anspruch des Gesamtunternehmens verdeutlichen: Zuerst möchte er prüfen, „wie sich der idealtypische Milieu-Begriff zu empirischen Forschungsergebnissen verhält“, d. h. ob das sozialdemokratische Milieu Leipzigs tatsächlich als ein

schichtenhomogenes Milieu des Proletariats bezeichnet werden kann, das eine Gegen- oder Teilkultur hervorgebracht hat. Adam kann dieser herkömmlichen Annahme wenig Überzeugungskraft abgewinnen, formuliert er doch als These das genaue Gegenteil: Daß es sich nämlich bei dem sozialdemokratischen Milieu um ein „schichtenheterogenes“ Milieu gehandelt habe. Darauf aufbauend fragt er nach den möglichen Konsequenzen für die Sozialstruktur der Mitglieder- und Wählerschaft der SPD sowie für deren politische Praxis. Darüber hinaus möchte er klären, weshalb nun ausgerechnet Leipzig, nicht aber etwa Berlin so früh zu einer Hochburg der Arbeiterkulturbewegung avancierte. Was also waren die besonderen Voraussetzungen für ein solches „engmaschiges Arbeiternetz“, und gelang es der Leipziger Arbeiterkulturbewegung wirklich, eine eigene „sozialistische Gegenkultur“ herauszubilden (S. 18)?

Um diese Fragen zu beantworten, geht Adam zuerst dem Prozeß der Urbanisierung und Industrialisierung in Leipzig nach, analysiert die Segmentierung der Wohnviertel (rein proletarische Viertel existierten nicht!) und die Entwicklung des materiellen Lebensstandards der Leipziger Arbeiterschaft im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, um im Anschluß daran der Strukturierung der Freizeit nachzugehen. Dabei kommt er zu erstaunlichen Ergebnissen. Als entscheidende Voraussetzungen für die Herausbildung eines „eng geknüpften sozialdemokratischen Vereinsnetzes“ sieht er nämlich neben der Einführung des rasch wachsenden Faktors Urlaub die „allmähliche Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit, die in der Messestadt schneller als in den anderen deutschen Großstädten erfolgte“, und ein „überdurchschnittlich hohes Arbeiterlohnniveau“ sowie in der Etablierung einer „Arbeitergeneration, die bereitwillige Konsumenten der städtischen Kultur“ waren (S. 321). Erst unter diesen Voraussetzungen war ein Teil der Leipziger Arbeiterschaft in der Lage, eine eigenständige Vereinskultur zu etablieren. Hinzu kam der lange Zeit verabsolutierte Umstand, daß mit der Durchsetzung des Bismarckschen Sozialistengesetzes Alternativstrukturen zur verbotenen Sozialdemokratie gefunden werden mußten. Es ist ein Verdienst von Adams Arbeit, diese Vereinstätigkeiten von den Anfängen bis zur Beseitigung 1933 detailliert nachzuvollziehen, wobei er sich dabei auf die wichtigsten konzentriert. Ausgehend von seinen früheren Studien widmet er sich vornehmlich dem Arbeitersport, den Konsum- und Baugenossenschaften, den Kleingärtnervereinen und freien Gewerkschaften sowie der Arbeiterbildung.

In seiner Untersuchung vermag Adam nachzuweisen, daß das, was üblicherweise sozialdemokratisches Milieu genannt wird, schichtenheterogen gewesen ist. In der Mehrzahl der Vereine, vor allem aber im mitgliederstarken Konsumverein Leipzig-Plagwitz (1921 fast 74000 Mitglieder!), waren Arbeiter keineswegs unter sich; auch Angestellte, Beamte und selbständige Gewerbetreibende gehörten dazu. Diese Entwicklung hatte vor allem für die SPD nachhaltige Konsequenzen: Meinte die Partei noch in den Jahren nach der wiedergewonnenen Legalität (ab 1890), daß die Vereine – vor allem die Konsumvereine – doch eigentlich überflüssig seien und durch Bindung ihrer Mitglieder an die bürgerliche Gesellschaft „sogar nachteilig für den politischen Klassenkampf“ wären (S. 194), setzte vor dem Ersten Weltkrieg ein Umdenken ein. Die SPD versuchte jetzt, die einzelnen Vereine stärker an sich zu binden und wuchs so zumindest soziologisch in die Rolle einer Volkspartei hinein: Zwar bildete nach wie vor die Arbeiterschaft das Fundament der Partei, doch fühlten sich Mitte der 20er Jahre schon einige Tausend Angestellte, Beamte und Selbständige in ihren Reihen heimisch; 1924 bildete sich sogar ein „Einheitsverband sozialistischer Unternehmer“, der drei Jahre später schon 250 Mitglieder umfaßte.

In programmatischer Hinsicht avancierte die Leipziger SPD allerdings nicht zu einer Volkspartei. Folgt man Adam, dann blieb sie ein „Hort des Marxismus“ (S. 195), den die reformgeneigten Protagonisten der Konsum- und Bauvereine bzw. der freien

Gewerkschaften nicht ohne weiteres zu schleifen vermochten. Der Kreisvorstand der Leipziger SPD sei bis 1933 von Linkssozialisten wie Hermann Liebmann dominiert gewesen, der die Wahl von Reformern aus den Reihen der Gewerkschaften und Genossenschaften in dieses Gremium verhindert habe. Was für die Kreisebene der Partei so stimmen mag, das nämlich die Partei bzw. deren Führung nicht automatisch ein „Aktionsausschuss“ (S. 321) des sozialdemokratischen Milieus gewesen ist, der Interessen aus diesem Spektrum berücksichtigte, trifft für die übergeordnete Parteebene nicht derart drastisch zu. Der unter Führung Richard Lipinskis stehende Leipziger Bezirksvorstand der SPD, der neben dem Leipziger Kreis noch einige westsächsische umfaßte, berücksichtigte nämlich viel eher reformgeleitete Interessen und machte sowohl 1923 als auch in den Folgejahren massiv Front gegen die prokommunistische Politik des Kreisvorstandes, der sich ideologisch völlig auf eine „proletarische Mehrheit“ mit der KPD kaprizierte. Damit befand sich Lipinskis Gremium im Kreis der vier sächsischen Bezirksverbände immerhin in einer Einzelkämpferposition.

Etwas vorschnell erscheint auch Adams Position in der Frage, ob die Bildung eines ganzen Netzes von Arbeiterorganisationen auch eine eigenständige und von der bürgerlichen Kultur unabhängige Kultur hervorgebracht habe. Seiner Auffassung nach habe das SPD-Milieu „keine wie auch immer geartete sozialistische Kultur“ etablieren können, sondern die „bürgerliche Kultur weitervermittelt“. Somit könne nicht von einer „Desintegration“ oder „Gegenkultur“ gesprochen werden. Vielmehr habe die Leipziger SPD – „ob nun bewusst oder unbewusst“ – ein „integratives Konzept“ verfolgt (S. 317 und 320). Diese Entwicklung stand laut Adam im direkten Gegensatz zur Berliner Entwicklung, wo die KPD – anders als in Leipzig – eine deutlich stärkere Kraft darstellte und dadurch eine „proletarische Gegenkultur“ (S. 320) entwickelte. Seine These basiert ausschließlich auf der Analyse der kulturellen Praxis der Arbeitersportorganisationen und des Arbeiterbildungsinstitutes (ABI). Doch macht es sich Adam hier vielleicht etwas zu einfach, da er in seiner Darstellung eine dafür so wichtige Organisation wie die der proletarischen bzw. sozialistischen Freidenker unberücksichtigt läßt. Immerhin stellte der Verband der sozialistischen Freidenker in Leipzig einen besonders hervorzuhebenden Faktor dar, der gerade den Anspruch erhob, eine eigenständige sozialistische Gegenkultur etablieren zu wollen.

Solche Einwände vermögen allerdings nicht, das Gesamtverdienst der Arbeit zu schmälern, die erstmals umfassend und auf breiter Quellenbasis das „Phänomen“ des sozialdemokratischen Milieus Leipzig zu erkunden versucht. Für den thematisch weniger vertrauten Leser wäre jedoch ein sorgfältigeres Lektorat des Textes unabdingbar gewesen, kann doch nicht vorausgesetzt werden, daß er z. B. linkssozialistische Äußerungen, die dem späteren Leipziger SPD-Bezirksvorsitzenden und Polizeipräsidenten Heinrich Fleißner zugerechnet werden (S. 194), tatsächlich als solche des Dresdner SPD-Bezirksvorsitzenden und nachmaligen sächsischen Volksbildungsministers Hermann Fleißner erkennt. Darüber hinaus wäre sicherlich auch aufgefallen, daß das Personenregister weder den einen noch den anderen „Fleißner“ ausweist; zudem hätten noch eine ganze Reihe an inhaltlichen Redundanzen (allein im Resümee tauchen die „Voraussetzungen“ fast wortgleich dreimal auf S. 317, 318, 321 auf!) geglättet werden können.

Dresden

Mike Schmeitzner